

# Das wogir auf der Klangmaschine

„dacapo“ lebt auf und bringt „gone west“ auf die Bühne

Von unserem Redakteur  
Arnulf Marzahn

Wer redet, lügt, und das ist wohl die bedeutendste Wahrheit. Unter dem vordergründigen Text liegt die eigentliche Absicht, die viel komplexer ist und sich oft anders ausnimmt als dieser Text. Warum rekonstruiert man nicht gleich diesen Untergrund? Wahrscheinlich tritt dann immer Kunst zutage. Hier liegt seit längerem etwas in der Luft, das die Künstler länger beschäftigt und sie dazu führt, keine Geschichten mehr zu erzählen, sondern jene Gründe zu rekonstruieren, die zu den Geschichten geführt haben. Einen neuen Versuch damit macht Ingo Ahmeis, der mit seinem Verein „dacapo“ ohnehin auf Festlegungen auf Genres verzichtet und diese Offenheit der Form mit einer Kammeroper in der kommenden Woche praktizieren möchte: „gone west“ (Verlorensein für immer). Premiere dieser vom Bremer Theater, der Shakespeare Company, der Kanadischen Botschaft und dem Kultursenator unterstützten Produktion ist am Mittwoch, 10. Oktober, im wieder erstandenen „Theater im Zimmer“, einem Raum in der Contrescarpe 19. Ahmeis knüpft an eine Tradition an, die dort vor 20 Jahren Günter Hustler ins Leben rief. „gone west“ ist die erste Produktion des neuen „dacapo“-Lebens, in dem solche Eigenproduktionen und „piano adventures“ veranstaltet werden sollen.

60 Sitze, 18 Aufführungen – wer den Verständnis- und Kommunikationsprozess während 20 Minuten Aufführungsaus von „gone west“ neu zu rekonstruieren gedenkt, bricht programmatisch eben mit den Formen der Verständigung, die die meisten Zeitgenossen auch in Kulturveranstaltungen erwarten. Welchen Sinn die Verweigerung von vorgegebenen Sinnvorstellungen und Erklärungen haben kann, formulierte vor fast dreißig Jahren geradezu kunstgerecht ein Außenseiter unter den logischen Analytikern, der Amerikaner George Spencer-Brown, es er im Vorwort zu „Laws of Form“ schrieb: die einzig sinnvolle Art und Weise der Vermittlung bestehe darin, die Konstruktion Schritt für Schritt gemeinsam mit dem Rezipienten zu vollziehen. Erklärungen führten am Ziel vorbei. Wer über etwas redet, redet falsch.

Spencer-Browns Texte sind von jenem fernöstlichen Geist umweht, den die amerikanische Avantgarde für sich entdeckt und Europa damit angestecht hat, jene Welt, die die Schöpferin der Kammeroper als „Osten“ bezeichnet. Lou Simard, Bühnenkomponistin und Sängerin, seit 1995 in Bremen, ist Ka-

nadierin. In der Oper spielt Simard neben sich selbst ihre indianische Urgroßmutter aus alten Sioux-Tagen und die Wild-West-Legende Martha Jane Cannery, bekannt geworden als Calamity Jane, eine Figur zwischen Scout und Saloprotituerter. Lou Simards Musiktheater bewegt sich in einem Feld von Texten, Filmeinspielungen, Musik, Geräuschen und Szenen, wobei alle Elemente sich auf einer Ebene bewegen, die Musik, so Simard gestern, sei etwa als Fortsetzung des Textes mit anderen Mitteln zu verstehen, die „Erzählung“ bestehe aus einer Folge unterschiedlich eingesetzter Medien. Als Konzeption an die Sinn-Erwartung des Zuschauers gibt es dann doch den Hinweis, es handle sich um „Etappen des Suchens nach persönlicher Freiheit, nach Identität in Welten voller Unmöglichkeit“.

Von mythischer Kraft und Zentrum des ganzen Kunstprozesses ist eine Klangmaschine, auf der die Heldin singend reitet. Ingo Ahmeis und Simard haben gemeinsam die „Bitch of wheels“ konstruiert, eine verrückte Kreuzung aus Konzertflügel, Pferd und Drehorgel. Pierre Charial, Pariser Drehorgelspezialist hat nach Simards Vorgaben Musik auf Lochkarten übertragen, die das Bist nun frisst und dabei Musik macht, während die Heldin zum Beispiel „I'm a lonesome Cowgir“ singt.

Es schwingt der Genozid an den Indiernern mit, das Heimatlose auch der Künstlerin Simard, die – brotlos – ihre nordamerikanische Heimat verlassen musste und „hier in Europe die Erfahrung machte, doch weit amerikanischer und mehr mit dem Westen verbunden zu sein“, als sie es dort je für möglich gehalten hätte. Hier im „Osten“ sagt sie, fand sie ihren Westen wieder: Eine Reise in die objektiven und mentalen Speicher der Geschichte, assistiert von jenem pferdeartigen Bist, das sich allemal als historisches Supergerät für Untergründiges, Fatales, Dunkles, Prophetisches, rettend Gutes, vernichtend Böses offen lässt.

Das Tier als der Menschheit älteste Maschine und doppelgängrisches Alter Ego ein Widerpart der Calamity. Produziert und gesteuert wird das Theater mit der Maschinischen Computer, die auch die Kommunikation zwischen Montreal (wo eine weitere Mitproduzentin sitzt: Marie-France Goulet) und Bremen herstellte. Amerikanisch sind die Klangbilder, kommen aus dem Boogie und Blues, indianischen und schwarzen Folksongs, aber auch aus der zeitgenössischen Musik, die Leute wie John Cage oder Terry Riley im Geiste des Ostens schufen. Hier gibt es keinen „Clash of Civilizations“.



Lou Simards tollkühner Ritt auf einer Klangmaschine.